

HANS MAIER · MÜNCHEN

Geistige Umbrüche in Deutschland 1945–1995

Umbrüche – dieses Wort sagt Ähnliches wie das dem Historiker vertraute Wort Epoche (gr. *epochē*), das ursprünglich ein Anhalten, eine Pause, eine Unterbrechung meint: etwas geht zu Ende, etwas Neues bricht an. Wer das Alte anhält, wer das Neue beginnen läßt, das bleibt bei der Epoche wie beim Umbruch im Dunkeln; beide Worte haben eine Tendenz zum Anonymen, Unpersönlichen. Umbrüche sind nur in bescheidenem Maß zurechenbar. Sie lassen sich nicht ohne Umschweife auf persönlich Verantwortliche oder gar Schuldige zurückführen. Es gibt keine Handelnden, welche Umbrüche kommandieren wie Generäle eine Schlacht. Das gilt erst recht, wenn es sich um geistige Umbrüche handelt. Denn diese kommen aus vielen Quellen und bereiten sich oft lange vor. Freilich treten sie dann manchmal mit überraschender Plötzlichkeit an die Oberfläche, so daß viele den Atem anhalten: Hätte jemand das vorausgesehen? Konnte man sich so etwas überhaupt vorstellen?

Von geistigen Umbrüchen dieser Art im Deutschland der Nachkriegszeit möchte ich reden. Ich wähle drei Epochen aus: die unmittelbare Nachkriegszeit (I), die Sechziger- und Siebzigerjahre (II) – und zum Schluß die Gegenwart (III). Es sind Umbrüche sehr verschiedener Art, die hier in den Blick treten: ein fließender, der eher den Namen Übergang verdient, am Anfang, ein stürmischer in der Mitte (das Jahr 1968), ein wiederum langsamerer Vorgang der Stabilisierung und Konsolidierung in den Achtziger- und Neunzigerjahren – durchbrochen freilich vom jähen Katarakt der Jahre 1989/90: Zusammenbruch des Sozialismus, Ende der DDR, Wiedervereinigung.

I.

Die Zäsur des Jahres 1945 ist so einschneidend in der jüngeren Geschichte Deutschlands, daß sie wie ein politisches Naturereignis ältere Geschichte und Gegenwart trennt. Alles ist nach dem 8. Mai 1945 anders als vorher. Nicht nur die Zukunft, auch die Wahrnehmung der Vergangenheit verändert sich unter der Gewalt dieses Ereignisses. Doch die geistigen Umbrüche, die der Katastrophe folgen, vollziehen sich keineswegs plötzlich, schnell und unwiderruflich; eher kann man von

HANS MAIER, 1931 in Freiburg/Breisgau geboren, ist Professor für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der Universität München und Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

einem Prozeß langsamer Veränderungen sprechen, der sich in den letzten Kriegsjahren vorbereitet und bis in die Jahre 1948/49 und darüber hinaus reicht – »Von Stalingrad zur Währungsreform«, wie ein rasch berühmt gewordener Titel des Instituts für Zeitgeschichte (1988) lautet. Die totalitäre Diktatur wurde 1945 nicht einfach bruchlos von demokratischen Zuständen und Denkweisen abgelöst. Die Nachwirkungen des Nationalsozialismus reichten tief in die erste Nachkriegszeit hinein. Noch im Mai 1955, zehn Jahre nach Kriegsende, meinten 48 % der Westdeutschen nach einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach, »ohne den Krieg« wäre Hitler einer der größten deutschen Staatsmänner gewesen. Daß diese Zahl zwanzig Jahre später auf 38 % zurückgegangen war und daß die Gegenmeinung, das Dritte Reich sei »in jedem Fall eine schlechte Sache« gewesen, stetig wuchs und im Dezember 1992 in der Alten Bundesrepublik 64 %, in den Neuen Bundesländern sogar 69 % Zustimmung fand, eine Zweidrittelmehrheit also im ganzen Deutschland – das zeigt zweierlei: daß die Abkehr vom Nationalsozialismus im Lauf der fünfzigjährigen Nachkriegsgeschichte und -politik allmählich definitiv und unumkehrbar wurde, aber auch daß dieser Vorgang langsam vor sich ging und lange Zeit in Anspruch nahm.

Es wäre ja auch gänzlich unhistorisch zu erwarten, daß die Deutschen in der Zeit nach 1945, nach der größten Katastrophe ihrer Geschichte, sogleich Anschluß an die neue politisch-soziale Realität gefunden hätten. Sie erlebten ja jene erste Nachkriegszeit überwiegend als Einzelne, dem täglichen Kampf ums Überleben ausgeliefert, ohne eigenen Staat, als Zuschauer der Weltpolitik. Ihre Wirklichkeit war zweigeteilt. Auf der einen Seite die alltägliche Misere: Ruinen, Gedränge in zertrümmerten Häusern und Städten, Beschränkung aufs Nächste, Sorge ums Überleben, um die fällige Tagesration; eine Gesellschaft ohne Zukunftsaussichten, versteint in unbeweglichen Schicksalskategorien (Flüchtling, Heimkehrer, Ausgebombter, Wohnungssuchender usw.).

Auf der anderen Seite große weltpolitische Bewegung ringsherum: die Gründung der UN, das Gericht der Sieger in Nürnberg, die angekündigte Verwandlung aller Machtpolitik in Moral, der verheißene Ewige Friede – aber auch der Katzenjammer des zerbröckelnden Kriegsbündnisses der Alliierten, versandende Konferenzen, beginnender Kalter Krieg.

An den Augen des verdutzten Normalverbrauchers, der gerade noch einmal davongekommen war und dessen bescheidener revolutionärer Elan von den Ausgangssperren der Besatzungsmächte im Zaum gehalten wurde, zog dies alles vorbei wie ein überdimensionaler, unwirklicher Film. Real waren Trümmer, Schwarzmarkt, Lebensmittelkarten, Kippen, Wohnungsämter, Care-Pakete, Interzonenpässe; real waren die Scheußlichkeiten des Dritten Reiches, die man halb schon wußte, halb neu erfuhr – und die zugleich als Rechtfertigung dienten für Kollektivurteile und Kollektivstrafen, für Umerziehungsaktionen, Einstufungen und einen jahrelangen Ausschluß der Deutschen aus der Politik.

Denn solange die Vormundschaft der Sieger dauerte, blieb ja Politik, politische Gestaltung – sieht man von einigen gemeindlichen und sonstigen Übungsfeldern ab – den Deutschen verschlossen. Im dürftigen, bedrückenden, aber auch selbstgenügsamen Alltag kam sie nicht vor – sie rückte für Jahre in die Sphäre des Moralischen, Philosophischen, der historischen, der pädagogischen Diskussion.

Politik wurde ein Theoriegespinnst, ein unendliches Garn für Seminardiskussionen. Den Siegern mochte das recht sein: Sieger brauchen über die Politik nicht zu sprechen, weil sie agieren können – Besiegte rasonieren. Und sie rasonieren umso lieber und eifriger, wenn dies einem altvertrauten Umgang mit politischen Dingen entspricht, einem parabelhaften, moralischen Umgang, der vor allem Distanz schafft, Distanz für die Überlegenheitsgefühle der Reflexion. Die Spuren dieser reflektierenden Literatur beginnen 1945 und sind bis heute nicht verweht; man denke nur an Namen wie Günther Anders, Walter Jens, Jean Amery.

Die Alltagsrealität fand in jener Zeit vor allem im Notizbuch des Lyrikers Platz, oder sie kam zu uns über den damals noch die Kommunikation beherrschenden Hörfunk. Lyrik und Hörspiel dominierten für viele Jahre in der Literatur. Hier machten die Geschlagenen Inventur über ihre Habseligkeiten; so Günter Eich:

Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.

Konservbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt.

Die reflektierende Bewältigung vergangener und gegenwärtiger Politik dagegen ergoß sich in Romane und Dramen, in denen unendliche Anklage, unendliches Gericht vonstatten ging, bis weit in die Sechzigerjahre hinein. »Die Geschlagenen«, »Die Schuldlosen«, »Die Welt der Angeklagten«, »Die Ermittlung« – diese Titel zeigen die Brandspuren der Vergangenheit. »Hier ist etwas geschehen, aber jetzt ist es vorbei«, so beschrieb der heimkehrende Alfred Döblin den Eindruck, den das zerstörte Deutschland auf ihn machte. Dieses Etwas nachträglich noch zu fassen, bemühten sich Romanciers und Dramatiker in angestrengten Etüden durch Jahre hindurch, nicht unbedingt mit dauerhaften Ergebnissen.

Übrigens gaben nicht tüchtig-realiitätsbezogene Romane wie Pliviers »Stalingrad« oder Dramen wie »Des Teufels General« von Zuckmayer den Ton an, so erfolgreich und populär sie waren. Ein neuer Realismus entwickelte sich kaum. Es überwog die alte deutsche Neigung zum metaphysischen Rasonnement, zur geistesgeschichtlichen Abrechnung, zum Prinzipiellen, das sich in Worten wie Nullpunkt, Kahlschlag, Neuanfang, Stunde Null dokumentierte.

Zur Emigrationsliteratur ergaben sich nur geringe Berührungen, Thomas Mann galt den Jüngeren als Kalligraph und Allegoriker, die letzten Bücher Döblins blieben fast ohne Echo. Dauerhafte Form gewann nur wenig. Über der ganzen Aufbruchs- und Reflexionsliteratur steht das keineswegs selbstkritisch gemeinte Wort von Wolfgang Borchert: »Zu guter Grammatik fehlt uns die Geduld.«

Doch nun – was geschah, als mit dem Marshallplan, dem fortdauernden Kalten Krieg, der Währungsreform die Dinge in Westdeutschland in Bewegung gerieten, als Ludwig Erhard – bis heute der einzige wirkliche Systemveränderer in der deutschen Nachkriegsgeschichte – die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen brachte,

als Lebensmittelkarten und Zwangswirtschaft dahinfielen, ein freier Markt sich entwickelte, die Bundesrepublik entstand und mit ihr eine neue Gesellschaft?

Nimmt man die Literatur als Spiegel, so verrät sie wenig über die Entwicklungen jener Jahre. Kriegs- und Heimkehrergeschichten überwiegen noch immer in der Thematik des zeitgenössischen deutschen Romans, nicht zu reden von der anhaltenden Auseinandersetzung mit den Geschehnissen des Dritten Reichs.

Die Aktualität wird nur zögernd entdeckt. Vergessen wir nicht, daß jene Jahre eine neue Blüte der Lyrik brachten: den Spätromm Benns, die Anfänge Paul Celans. Romane, die das politische und soziale Geschehen atmosphärisch umgreifen und präsentieren, sind große Seltenheit; das Drama verschwindet überhaupt, sieht man von der Schweiz und Österreich ab, bis in die Sechzigerjahre hinein fast ganz aus dem deutschen literarischen Haushalt.

Dabei wären jene Jahre, meint man, durchaus eines epischen Chronisten würdig gewesen. Denn es entstand ja nicht einfach, wie ein vorschnelles Urteil lautet, eine neue Gesellschaft aus einer alten. Vielmehr machten die Deutschen unter Adenauer endgültig und unwiderruflich Bekanntschaft mit den Formprinzipien einer modernen Gesellschaft – nachdem der angestrengt-absurde Versuch der Zeitverhinderung mit dem Dritten Reich unwiderruflich zu Ende gegangen war.

Das alte Berufs- und Arbeitsverständnis lockerte sich, das Private meldete seinen Anspruch an, Politik erschien nicht mehr als Schicksal, sondern als gestaltbare Aufgabe, Parteien- und Parlamentssysteme entfernten sich von den unbrauchbar gewordenen Weimarer Positionen.

Ansprüche entwickelten sich und mit ihnen die Probleme der Selbststeuerung einer frei entbundenen Mobilität. Schichtungen verloren ihre zwingende Macht im Spiel des Auf- und Abstiegs. Wachsender Wohlstand erlaubte nicht nur die neue Lastenverteilung zwischen Heimatvertriebenen und Ansässigen im größten Umverteilungsprozeß der Nachkriegsgeschichte, er löste auch die aus der Kriegs- und Nachkriegszeit ererbten Notstände auf.

Aus den besitzlosen Normalverbrauchern wurde ein Volk der Autobesitzer, die fremde Welt wurde verfügbar, Reisen war nicht mehr ein Privileg der Wenigen, eigener Hausbesitz entwickelte sich, auch beim Mittelstand, ja bei Angestellten und Arbeitern. Generationskonflikte, Kämpfe der Geschlechter, ja selbst der Streit der Gruppen, Verbände, Parteien schienen durch diese Dynamik überdeckt zu sein, sogar die außenpolitische Gefährdung wurde dem Bundesbürger allmählich unfühlbar – so wie dem Osterspaziergänger ein Krieg »hinten weit in der Türkei«.

Die schöne neue Welt, die hier entstand, hatte wahrhaftig ihre Probleme – ihre Stabilität war unerprobt, ihr Selbstbewußtsein stieß draußen auf Emotionen, die Beziehungen zur nationalen Tradition blieben undeutlich, haltende, begrenzende Kräfte waren in der Bewegung allgemeiner Bedürfnisbefriedigung zerrieben worden.

Dennoch kann man die Bundesrepublik nur verstehen, wenn man sie aus ihren eigenen Entstehungs- und Lebensbedingungen begreift. Kategorien wie Restauration und Renovation, Koordinaten aus den Zwanzigerjahren oder Raster aus der ersten Nachkriegszeit helfen da nicht weiter.

Von diesem Neuen, plötzlich Auftauchenden, Präzedenzlosen wird einiges fühlbar, zumindest atmosphärisch, in den Romanen von Koeppen, Böll und Grass, die

in die Fünfzigerjahre fallen. Am meisten wohl bei Koeppen. Ich teile die politische Meinungen dieses Autors nicht, ich finde seine Sicht auf das Gebilde Bundesrepublik allzu vergangenheitsbestimmt, das Politische und Parlamentarische wird aus einer zu persönlichen, individualistischen Perspektive betrachtet, vieles wird nicht plastisch, bleibt in der Karikatur stecken. Aber innerhalb dieser Grenzen: welcher Autor nach 1945 hat überhaupt wie er versucht und vermocht, das politische Lebewesen Bundesrepublik atmend und in Bewegung zu schildern – von den Schaufensterauslagen, Verkehrsmitteln, Wirtshausgesprächen, Tonfällen und Alltagsnormen bis zum politisch-parlamentarischen Betrieb?

Was in der Literatur der ersten Nachkriegsjahre auseinanderfällt, das Alltäglichen-Unpolitische und die meist nur in Theorien und Gesprächen präsente Politik, die Bereiche des Privaten, Gesellschaftlichen, Halböffentlichen, Politischen bis hin zur Sphäre staatlicher Arcana und bis zum Gegeneinander der führenden politischen Figuren – dies alles wird hier zu einem Ganzen verbunden.

Dabei werden freilich die Figuren überlastet, vor allem im zentralen Stück des zeitgeschichtlichen Koeppenschen Romanryptichons, im *Treibhaus*, 1953: gerade die Vielfalt einer politischen Szene, der Reigen der Interdependenzen, das Ineinander von Persönlichem und Sachgesetzlichem läßt sich mit Hilfe eines »Helden« und seines inneren Monologs kaum fassen. Umbrüche sind eben – ich sagte es schon – nur schwer zu personalisieren.

Der Parlamentarier Keetenheuve ist ein Mann mit starken Gefühlen und einem analytischen Verstand – aber Terminkalender, einen Stimmkreis und Aufstellungssorgen und -rücksichten scheint er nicht zu besitzen. Er bewegt sich auch nur im obersten Kreis staatsentscheidender Schicksalsfragen; undenkbar, daß er in Ausschußsitzungen Erbsen zählte oder im Stimmkreis einen Pokal stiftete zum Aufstieg des heimischen Vereins in die Bundesliga.

Ein wenig Applomp des Schillerschen Welttheaters ist selbst bei diesem realistischen Schriftsteller um die Politik, und man vergißt im Staccato der Beschleunigung zum bösen Ende hin, daß nicht alle Parlamentarierlaufbahnen tödlich enden müssen. Die Entdämonisierung, Entdramatisierung der Politik, wichtigstes Ergebnis der Ära Adenauer, wird hier, bei Koeppen, kaum noch sichtbar, ganz im Gegenteil. Ein kleines Beispiel: Hinter den Wänden des Bundestages taucht bei Koeppen der Rheinstrom auf, im Rheinstrom die Rheintöchter, und sie sinnend Dunkles. Selbst der Nibelungenexpresß der neuerstandenen Bundesbahn, blutrot lackiert, erinnert Koeppen-Keetenheuve an die Brandmale der Vergangenheit:

Basel Dortmund, Zwerg Alberich und die Schlote des Reviers;
Kurswagen Wien Passau, Fememörder Hagen hatte sich's bequem
gemacht; Kurswagen Rom München, der Purpur der Kardinäle
lugte durch die Ritzen verhangener Fenster; Kurswagen Hoek van
Holland London, die Götterdämmerung der Exporteure, die Furcht
vor dem Frieden. Wagalaweia rollten die Räder.

Ich wähle diese Stelle wahrhaftig nicht aus Bosheit aus, sondern um zu zeigen, wie lange die deutsche Politik zur Normalisierung des Denkens und Fühlens gebraucht hat – und leider auch die deutsche Literatur.

Hatte es Heinrich Böll, der Humorist (damals noch!) da leichter? Er war einer der ersten aus der Reihe der neuen, der jungen Schriftsteller, der sich, nach Kriegs- und Heimkehrergeschichten, mit der Realität der Bundesrepublik zu beschäftigen begann. *Haus ohne Hüter* (1954) gibt etwas wieder von den Schwierigkeiten der Erziehung im Wirtschaftswunderland, *Billard um halbzehn* (1959) rafft Zeitgeschichte in Rückblenden, parallelisiert Kriegszerstörung und die Hektik des Aufbaus; die *Ansichten eines Clowns* (1963) werfen ein Licht auf kirchliche, wirtschaftliche, politische Verhältnisse zu einer Zeit, in der das Pathos des Wiederaufbaus sich schon aufzulösen beginnt.

Überall wimmelt es von kleinen Leuten; Wohnen, Essen und Kleidung, das Geld für Miete und Reisen, Physiognomien, Tonfälle sind säuberlich geschildert – ein wenig wie im Naturalismus, als man vom Sekundenstil sprach und Alltägliches zu protokollieren begann. Bölls Gesellschaft, niemals weitab von den Kölner Domtürmen, zeigt die Entgrenzungen, Normauflösungen einer im Fluß befindlichen Zeit, in der vieles möglich wird, was vorher tabuisiert war; Schicksale der Selbstbehauptung, der Emanzipation werden auf engstem Raum ausgetragen; die Menschen scheuern sich an überlieferten Normen wund, ohne doch glücklicher zu werden, wenn sie die Normen abgeschüttelt haben. Nirgends erscheint, wie bei Koeppen, ein Gesamtbild der Bundesrepublik und ihrer Gesellschaft. Aber aus den unzähligen Ausschnitten kann sich der Beobachter ein Bild machen, was sich da tut und tummelt.

Es ist eine graue, eine zunehmend freudlose Welt, in der nur die Outsider, die Verfemten noch ein wenig Licht spenden. *Sie* haben auch Schicksale – »die da oben« haben keine, sie sind reine Kunstfiguren. Böll dreht die klassische Kunstregel der Stiltrennung konsequent um: die kleinen Leute sind tragisch, die großen komisch, die kleinen sind Individualisten, die großen Figuren anonymer Mächte.

Soviel Ideologie und Enge hinter diesem Schema stecken mag: unfreiwillig wird Böll damit nun doch zum Zeugen für jene nivellierte Mittelstandsgesellschaft, wie sie in Deutschland in den Jahren nach dem Krieg entstand.

Demgegenüber spiegeln die Romane von Günter Grass zwar eine größere Weltfülle als die von Böll und Koeppen, sie greifen weiter aus, räumlich und zeitlich – aber sie bieten doch mehr dithyrambische Klänge als festumgrenzte Bilder, sie wirbeln ihren Gegenstand, kaum daß sie ihn ergriffen haben, in einem ständigen jeanpaulischen Transzendieren, einer metaphorischen Selbstbewegung der Sprache wieder fort.

Natürlich ist Atmosphärisches bei Grass in Hülle und Fülle vorhanden: der »stille zugige heilige katholische Wartesaal zu Köln«, ehemalige Hauptbannführer zwischen Heidschnucken und Heidebauern, Bunkerhotels und Absteigen, Rheinwiesen und die Blüten der Bergstraße. Die Herren Beitz, Quandt und Brenninkmeyer tauchen mit Namen auf – während Koeppen seinen Kurt Schumacher noch in Knurrewahn verfremdet hatte. Mehlwürmer, ein Symbol bundesrepublikanischen Managements, bringen Gesetzentwürfe ein, planen Stahlkombinate, regieren Westdeutschland – so die *Hundejahre* (1963).

Der staatliche Zusammenbruch im Jahre 1945 hat nicht nur einen Abschnitt deutscher Geschichte – das Kleindeutsche, später Großdeutsche Reich – jäh beendet, er hat auch den Geltungsbereich deutscher Sprache und Kultur aufs stärkste reduziert.

Deutsch gehört heute nicht mehr zu den Weltsprachen. Die Herrschaft des Englischen in Naturwissenschaft und Technik reicht inzwischen ins eigene Land hinein. Die Zahl deutschkundiger Leser nimmt ab: im Inneren durch den Geburtenrückgang, im Ausland durch den Rangverlust des Deutschen. Zwar ist nach 1945 eine beachtliche, farbige, an Tönen und Individualitäten reiche Nachkriegsliteratur entstanden, aber ihre Umsetzung in andere Sprache und Kulturen geht mühsamer vor sich als zu Zeiten Goethes, Heines, Thomas Manns – falls sie überhaupt geschieht.

Die deutsche Gegenwartsliteratur ist reich an Regionalfarben. Sie bestätigt in ihrer Sprach-Vielfalt den politischen Zentralitätsverlust von 1871 bis heute. Die Länder, die Regionen treten deutlicher hervor. Trotz Koeppen, Grass, Kempowski fehlt ein umfassendes, röntgenscharfes Gesamtbild der Nachkriegsgesellschaft – eine Epopöe des Landes, der Zeit, die, wie in *Buddenbrooks* oder in *Berlin Alexanderplatz* von Eßsitten bis zu politischen Reden, von Sprechweisen bis zu Gesellschaftskonventionen, von Kunst bis Recht, Geschäft und Politik alles einfängt, so daß man versteht: so war es. Es gibt nur wenige Romane, Dramen, Tagebücher, Gedichte, Essays, die sich in unserer Vorstellung mit Deutschland nach 1945 ebenso zwingend verbinden wie der *Père Goriot* mit dem bürgerlichen Frankreich, die *Abende auf dem Vorwerke* mit dem Rußland Nikolaus' I. oder *Ferdynurke* mit dem Polen zwischen den Weltkriegen. Der Leser muß sich ein Deutschlandbild erst aus vielen regionalen Einzelstücken zusammensetzen. Facettenreich, individuell ist dieses Bild ganz ohne Frage; aber es mit einem Blick zu umfassen ist beinahe so schwierig wie zu Madame de Staëls Zeiten.

Landschaftsbezogener Realismus nimmt in der Nachkriegszeit bei vielen Autoren dokumentarische Züge an: so im Ostpreußen von Siegfried Lenz, im Hamburg Nossacks, im Schlesien Bieneks, im Köln Heinrich Bölls, im Hegau Martin Walser, im Schwaben und Franken von Hermann Lenz. Selbst Arno Schmidt und Uwe Johnson sind in mancher Hinsicht Regionalisten – so wie schon in Fontanes Werk die Berliner und die märkische Umwelt, in dem Thomas Manns Lübeck, Travemünde, München viel stärker durchdringen und sichtbar werden als in den gleichzeitigen Werken französischer oder russischer Realisten. Vielleicht werden spätere Zeugen – ganz ohne Ironie – die Nachkriegsliteratur in Deutschland als einen Neuanfang der Heimatliteratur empfinden. Auch die Renaissance eines Theaters, das naturalistisch Sprechweisen, Stammeln, Verstocktheit, Verstummen einfacher Menschen nachzeichnet, bei Sperr, Fassbinder, Kroetz, deutet in diese Richtung – ganz abgesehen von jüngsten Mobilisierungen der Dialektdichtung zugunsten realistischer literarischer Ziele.

II.

In den Sechzigerjahren treten dann neue Muster auf. Die primären Bedürfnisse sind gesättigt, die Gesellschaft hat sich etabliert, man »ist wieder wer«, man kann sich nicht nur Vergnügungen, sondern auch Krankheiten leisten, die neu sind. Eine Jugend erscheint auf dem Plan, die von Krieg und Drittem Reich nichts weiß, die von einem anderen Anspruchsniveau her urteilt: Mühsam Erreichtes ist für sie nur ein Ausgangspunkt zu anderen Ufern, während die Berufung der älteren Genera-

tion auf Aufbauleistungen leicht als rückwärts gewandte Beschwichtigung empfunden wird. Wo die Älteren die Hände in den Schoß legen, um Atem zu holen, vermissen die Jüngeren zukunftsbezogene Aktivitäten, konstatieren sie ein »Defizit an Utopie«. Auf dem Umweg über Zeitgefühl und Politik kommt der verdrängte Generationskonflikt doch noch zur Geltung und mit ihm die alten Vater-Sohn-, Erziehungs- und Emanzipationsprobleme.

In dieser Zeit, in der die Bundesrepublik nicht mehr als die beste aller politischen Welten erscheint, in der es vielen nicht mehr genügt, Alternative zu sein zum Dritten Reich und zur DDR, verbreitet sich ein zeitkritischer, zunehmend aggressiver Ton. Allerlei düstere Diagnosen tauchen auf, aber auch Erlösungstimmungen sind nicht fern, und neue weltanschauliche Heilmittel werden verabreicht. Prinzipielles tritt wieder hervor wie in der ersten Nachkriegszeit, wieder stößt man sich von einem »Nullpunkt« ab, der jetzt »Spätkapitalismus« heißt oder »Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft«. In manchen Äußerungen der Zeit wird das kleine bundesrepublikanische Schicksal unversehens zum Mittelpunkt der Welt. Wieder entdeckt man, gedächtnisarm und tatendurstig, die direkte Aktion als Kern der Politik. Altgewohnte, neugewonnene Verwurzelungen (Haus, Nachbarn, engste Sozialkreise) lösen sich in der allgemeinen Mobilität auf, und mit den Massenmedien, vor allem dem jetzt überall verbreiteten Fernsehen, verschieben sich die Bewußtseinsräume: Vermitteltes steht jetzt vor Erfahrenem, Kontrollierbarem – und damit literarisiert, theatralisiert sich die tägliche Wirklichkeit.

Die neue Lage verdichtet sich, spitzt sich zu im Jahr 1968. Was man ein wenig dramatisierend »Studentenrevolte« nennt, ist nur das sichtbare äußere Zeichen für tiefere Verschiebungen in der politischen Tektonik. Während eine Große Koalition in Bonn regiert, bildet sich im Land eine »Außerparlamentarische Opposition« (APO), die ihre Handlungsvollmacht nicht aus dem Besitz der Mehrheit, sondern aus einem »aufgeklärten Bewußtsein« schöpft. Die Universität soll nach ihrem Willen zum gesetz- und polizeifreien Raum werden, in dem der neue öffentliche Diskurs erprobt, die Reform der Gesellschaft und die Revolutionierung der politischen Strukturen vorbereitet werden. Das erinnerte an alte deutsch-idealistische Muster und war im Kern eher unpolitisch als politisch (zumal mit der Begleitmusik von ständestaatlicher Autonomie und imperativem Mandat in Hochschulgremien). Aber viele Menschen, auch Politiker, nahmen die »explodierende Altertümlichkeit« (Thomas Mann) doch als etwas Neues, Zukunftweisendes. Rechtsbrüche und Gewalttätigkeiten wurden mit dem Hinweis auf die gute Sache und den verworrenen Idealismus ihrer Verfechter entschuldigt. Die Revolte wurde als heilsam vorgestellt und zur schöpferischen Unruhe des Gemeinwesens verklärt. So entstand der Mythos der 68er-Generation, der bis heute seine Wirkung nicht eingebüßt hat.

Blickt man auf die Sechzigerjahre zurück, so nimmt man sie vor allem als eine Zeit der Sprach- und Bewußtseinsänderungen wahr, der abrupten Polarisierungen, der Ablösung eines breiten (manchmal allzu harmoniefreudigen) Konsenses durch das Gegenteil: den frisch-fröhlichen Konflikt. In der Wohlstandsgesellschaft, die sich nach der Währungsreform herausgebildet hatte, waren viele Vokabeln des Klassenkampfes verschwunden. Aus Kapitalisten waren Unternehmer geworden, aus Arbeitern Arbeitnehmer, aus Knechten und Mägden Kräfte, Mitarbeiter,

Hilfen, Assistenten. Fahrschulen und Friseurläden wandelten sich zu Fahr- und Haarstudios, Nachhilfestunden wurden zu Förderunterricht – nicht zu reden von der oft beschriebenen und belächelten Verwandlung der Putzfrau in die Raumpflegerin, des Blumenbinders in den Floristen, des Briefträgers in den Postfacharbeiter, des Fensterputzers in den Glas- und Gebäudereiniger (man könnte die Reihe fortsetzen). Statusunterschiede wurden nivelliert – und zwar nach oben. In einer »Spiegelfunktion sozialer Wandlungen« (Els Oksaar) vollzog die Sprache nach, was sich in der Realität der Gesellschaft abgespielt hatte. Dann aber kam der Umschlag: plötzlich war wieder von »armer und reicher Welt« die Rede (statt von Entwicklungsländern und Industriestaaten), von »Kapitalisten« und »Arbeitern« statt von Tarif- und Sozialpartnern, von den »Herrschenden« und nicht von gewählten oder ernannten Amtsinhabern. Eine ganz andere Sprachwelt – fast bis in den damaligen Bundestag hinein – nach zwei Jahrzehnten einer sprachlichen und sozialen Ausgleichs- und Egalisierungstendenz; eine zunehmende Entfremdung der politischen Sprache von ihrem Ausgangspunkt, der Beziehung auf die Institutionen des Grundgesetzes und der Länderverfassungen; ein trommelndes Deutsch, provokativ und formelhaft zugleich; alle Welt sprach plötzlich in »Marx- und Engelszungen«.

Innerhalb des Demokratiebegriffs wurden die radikal-demokratischen Begriffsinhalte isoliert. »Demokratisierung« wurde zum Kampfbegriff gegen rechtsstaatliche und parlamentarische Status-quo-Befestigungen. Dualismen aus dem Agitationsschatz der späten Weimerer Republik tauchten wieder an die Oberfläche: so das Gegensatzpaar Verfassungsrecht–Verfassungswirklichkeit und die Gegenüberstellung von inhaltlicher und formaler Demokratie. Das Modell des gedanklichen und sprachlichen Vorgehens war überall das gleiche: man brachte Worte der politischen Alltagssprache – die gerade wegen ihrer Praxisnähe notwendig unscharf sind – deutsch-gründlich »auf den Begriff«, um dann die schlechte Wirklichkeit am puristischen Seminaranspruch scheitern zu lassen. Auf diese Weise konnte man nahezu überall behaupten, daß unsere Verfassungen die »gesellschaftlichen Widersprüche« nicht wirklich vermittelt, sondern nur »formalistisch integriert« hätten. Endlich drangen – auch dies ein Weimarer Zeichen – organisatorische, technische, ja paramilitärische Kampfbegriffe in die politische Sprache ein: Spiegelbild des Voluntarismus und Aktionismus, der sich in vielen neuen politischen Bewegungen geltend machte. Dazu gehörte das berühmt-berüchtigte »Umfunktionieren«, das systematische »Verunsichern«, die Bezeichnung der Mandats- und Amtsträger als »Herrschende«, die Stilisierung der Gewalt zur »Gegengewalt« und anderes mehr. Es ist bezeichnend, daß das paramilitärische Idiom zuerst im Bereich von Bildung und Erziehung verwendet wurde: von der »Umpolung von Sozialisationsmustern«, von »kognitiven Operationsmodi«, von »Lernstrategien« war dort schon die Rede zu einer Zeit, als das politische Konzept der Neuen Linken noch ein theoretisches Seminargespinnst war. Doch in den Siebzigerjahren wurden nicht nur die »Strategiediskussionen« Legion – neben die harmlosen Metaphern des Revolutionsspiels trat die neue Wirklichkeit des »bewaffneten Kampfes« der RAF, in der nicht mehr mit Begriffen und Formeln gefochten wurde. Die Extreme berührten sich: viele Sätze aus der 1972 veröffentlichten RAF-Kampfschrift »Dem Volke dienen« könnten beim frühen Ernst Jünger stehen – wie überhaupt der Zusammen-

hang von Aktionismus, Todespathos und Ästhetizismus in extrem linken Gruppen fast die gleichen sprachlichen Formen annahm wie in extrem rechten.

Vieles aus der Achtundsechziger-Erbschaft hat sich heute verflüchtigt. Der Absturz eines Teils der Bewegung in Aktionismus und Terrorismus hat dazu nicht unwesentlich beigetragen. Vieles ist aber auch geblieben: die neue Wertschätzung des Konflikts, der streitbaren Auseinandersetzung; die Karriere alter und neuer Begriffe wie Freiraum, Betroffensein, Partizipation, Emanzipation; endlich ein Reizklima für Veränderung, das man, nur wenig vergrößernd, auf die Formel bringen kann: *vor 1968 war Veränderung begründungspflichtig – nach 1968 das Festhalten an Traditionen.*

Ein Jahrhundertereignis war 1968 gewiß nicht. Seine unmittelbaren Wirkungen waren gering – auch deshalb, weil die Wortführer der Protestbewegung einen dem Volk gänzlich unverständlichen Jargon sprachen. Die Öffentlichkeit ging denn auch über die Revolutionsspiele der Bürgerkinder in den Universitäten ziemlich rasch zur Tagesordnung über. Die akademischen Bretter bedeuten nun einmal *nicht* die Welt.

Die indirekten, langfristigen Wirkungen freilich waren nicht gering. So datiert von 1968 eine bis heute anhaltende Unsicherheit über das Gewaltproblem – über das, was der Staat gegenüber gewaltübenden Einzelnen wie Gruppen kann, darf, soll und muß. Die Hochschulen sind im Gefolge der Studentenrevolte nachhaltig politisiert worden: Paritäten, Partizipationsregeln, korporatistische Strukturen, Rückbewegungen in einen akademischen Ständestaat; demgegenüber traten Leistung, Forschung, Wettbewerb immer mehr zurück.

Eines an diesem zweiten geistigen Umbruch nach 1945 war positiv: 1968 hat die politischen *establishments* gezwungen, die Demokratie mit mehr Fantasie, mit intelligenteren Methoden zu verteidigen als mit dem Traditionsargument, »wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht«. Und das ist immerhin etwas.

III.

Und nun der dritte geistige Umbruch, der sich an den zweiten anschließt, eine Reaktion auf ihn ist, wenigstens zum Teil. Man kann ihn nur in groben Umrissen beschreiben, zumal er noch nicht abgeschlossen ist. Er hat noch keinen Namen, oder vielmehr: er hat deren viele. Sicher ist, daß er – *nach* dem Wirtschaftswunder, *nach* der Achtundsechzigerrevolte – wieder ein Vorgang von längerer Dauer ist und daß er viele Elemente durchaus widersprüchlicher Art in sich enthält.

Von einer Rückkehr zum *status quo ante*, einer Restauration überwundener Strukturen wird man kaum sprechen können. Unser Parteiensystem zum Beispiel hat sich nach dem Krieg nie stärker verändert als zwischen 1975 und 1995. Grundlegende soziale und rechtliche Entwicklungen wie die Gleichberechtigung von Mann und Frau gelangen erst in dieser Zeit zu einem vorläufigen Abschluß. Der Sozialstaat wird weiter ausgebaut und perfektioniert. Zugleich schiebt sich das ökologische Thema stärker in den Vordergrund. Die Einsicht, daß man inmitten einer unfriedlichen Welt, in der Hunger, Krankheit und hohe Sterblichkeit herrschen, in Europa ein relativ gesichertes und gesättigtes Leben führt, verbreitert sich

zusehends, besonders bei der jungen Generation – oft wird daraus ein durchaus begriffliches Schuldbewußtsein. Auch im eigenen Land werden die Grenzen des Wachstums und der sozialen Sicherheiten deutlich. Gegenüber dem Drang, um jeden Preis Neues zu schaffen, gewinnt das Ältere, Überlieferte, einen neuen Wert. Denkmalpflege, Spurensicherung, Erinnerung und Erhaltung – das sind Losungen, die sich neben die alten Aufstiegs- und Fortschrittsparolen stellen. Die Schutzaufgaben des Staates werden deutlicher betont – vom Umweltschutz bis zur Drogenprävention. Man erkennt, daß es für Fortschritte in einer komplexen Gesellschaft keine einfachen Wege, keine simplen Hinweisschilder gibt. Die »neue Unübersichtlichkeit« (Jürgen Habermas) wird entdeckt – und kurz danach die Langsamkeit (Sten Nadolny). Kurzum: die Zeit nach 1975 kennt nicht mehr einen Trend allein, sondern viele. Sie ist viel pluralistischer verfaßt. Dennoch hat sie gegenüber den vorangegangenen Umbruch-Zeiten eine deutlich erkennbare Signatur.

Ein Vorläufer des Neuen war die Jugendsprache, die sich in den Siebzigerjahren plötzlich verbreitete. Sie war anders als die APO-Sprache, sie streute weiter, hatte mehr Töne, schillerte in mehr Farben, sie war bald grotesk und banal, bald witzig und selbstironisch – kurzum, sie kam mir von Anfang an menschenfreundlicher, weniger abweisend vor als jener aufklärungsstolze und einschüchternde Jargon. In ihr entlud sich vieles und Widersprüchliches; man konnte es schwer auf eine Formel bringen. Unüberhörbar war ein Ton emotionaler Selbstbezogenheit. »Ich hab noch nichts von mir gehabt« (Konstantin Wecker) – so hätte 1968 kein Liedermacher gesungen. Diesmal waren es auch nicht die Wissenschaftler, die Soziologen, Psychoanalytiker, Verhaltensforscher, die die Stichworte gaben wie 1968, sondern die Dichter – man kann bei den »zornigen jungen Männern« Englands und bei Uwe Johnson, Ulrich Plenzdorf, Peter Rühmkorf das meiste finden, schon in den Sechzigerjahren, was später hochoben auf der Sprach- und Zeitwelle schwamm. Eine neue Ich-Betonung (von *me-culture* sprechen die Amerikaner), ein Hauch von Selbsterfahrung, ein wenig Seelentheater, halb gespielt und halb gelitten – so kam diese Jugendsprache daher; und wäre nicht manches Größere, Plakative aus Fernsehen und Werbesprache hineingemengt, man könnte denken, wir schrieben 1900, und drüben an der Ecke säße der junge Loris artig-resigniert mit seinen Freunden im Café Tristesse: »Also spielen wir Theater ...«

Gewiß, da war auch billiger Sound im Spiel, da sind Verstärkerartikel und Kraftwörter (auch sie, anders als 1968, ganz im emotionalen Bereich zu Hause); da ging es geil, irre, echt und stark zu; da herrschte das Ungefähre mit viel »und so«, »überhaupt« und »irgendwie«; da waren die überlieferten Worte eingetaucht in einen Nebel aus Feeling, Schock und »Psycho«. Da wurde vieles durch Wiederholung zur Masche: So konnte man Szene, Clique, Power, Typ, Frust und Zweierkiste (Liebe!) bald nicht mehr hören – ähnlich wie die von Politikern vielgequälte »Landschaft«.

Aber dann liefen einem wieder Sätze über den Weg, die plastisch, witzig, einprägsam und auf lässige Art selbstironisch waren. Wer verfügte schon über einen IQ »knapp über der Zimmertemperatur«? Wer hatte schon bei einem »Mikro-Professor« einen »Chip-Infarkt« mit nachfolgendem »totalem Programmabsturz« erlebt? Welch tiefen Einblick in das Seelenleben eines »herumömmelnden« Schülers bot nicht der Satz »Die Weisheit verfolgt mich – aber ich bin schneller«! Und wer

ahnte beim Durchqueren nord-südlicher Tunnels in der Schweiz und Österreich, daß er jetzt durch einen »Teutonenbeschleuniger« fuhr?

In der Jugendsprache kündigte sich eine Lockerung an, eine Rückkehr zur Normalität – da und dort begleitet von leiser Resignation. Das entsprach, meine ich, einem Zug in der Gesamtgesellschaft seit 1975. Die Deutschen sind lockerer geworden. Sie kommen nicht mehr ganz so ernst, so gravitatisch, so fordernd daher wie früher. Das ist auch eine Folge des zunehmend selbstverständlicher werdenden Zusammenlebens mit den europäischen Nachbarn. Das Leistungspathos hat sich verringert (manchmal schon fast zu sehr). Das Spielerische tritt unbefangener hervor. Kleidung, Sitten, Arbeits- und Sexualmoral, religiöse Verbindlichkeiten, Bildungsanforderungen – alles hat sich gelockert, oft in erstaunlichem Maß. Die Deutschen wirken heute weniger missionarisch als früher. Sie sind auch weniger diszipliniert. Sie muten leichter, freilich auch unverbindlicher an. Man hat nicht das Gefühl, daß das Schicksal des wiedervereinigten Deutschland, die Zukunft Europas, die Probleme der Welt sie erkennbar mehr behelligen als andere Völker auch. Sie machen aber auch nicht den Eindruck, als verfügten sie gegenüber fremden Leiden über unfehlbare Rezepte, an denen die Welt genesen müßte.

Gewiß sind die Deutschen Bewohner der nördlichen Hemisphäre geblieben: kaum findet man bei ihnen die Unbekümmertheit, das Lachen, die Spontaneität, die unvermittelte Fröhlichkeit mitten im Elend, die einem oft in Lateinamerika, ja selbst in Afrika begegnen kann. Wer von dort kommt, mag die Deutschen immer noch als still und stur, verbiestert und arbeitsbeflissen empfinden. Aber ein wenig hat sich die Nadel doch nach Süden gedreht: Autos, Kleider, Waren sind farbiger geworden; die Arbeit ist nicht mehr der Seeleninhalt, um den sich alles bewegt.

Im übrigen: der Fleiß war nicht immer der ständige Begleiter der Deutschen. Unsere Vorfahren wußten auch mit gusto zu feiern, zu spielen und zu faulenzten. Vor allem aber strebten sie nicht nur als einzelne, leistungsethisch angespannt, nach persönlicher Vollendung, wie uns ein idealistisches Klischee weismachen will, nein, sie bemühten sich gerade, in Gesellschaft, im sozialen Zusammenhang »polit und galant« zu werden (Thomasius) und Menschen unter Menschen zu sein. Höflichkeit, Geselligkeit, Rücksicht auf Nebenmenschen – eben dies gehörte im Erziehungsprogramm der Aufklärung und der Klassik ganz selbstverständlich zur Kultur hinzu. Und Politik war ein Teil dieser Kultur. Es ist kein Zufall, daß mit der Öffnung zur Kultur *als Lebensform* auch die Frage nach der *politischen Kultur* wieder in den Vordergrund tritt – die Frage also nach dem nötigen Vorrat an Toleranz, Verständnis, Hören- und Argumentierenkönnen, Umgang – gewiß kein schlechtes Zeichen, wenn man die zähe deutsche Überlieferung dagegen hält, Politik und Kultur seien getrennte Welten.

Wäre also mit der beschriebenen Entkrampfung und Lockerung die neue Lage schon hinreichend gekennzeichnet? Wird diese Tendenz auch in den nächsten Jahren die Oberhand behalten? Das ist durchaus offen. Denn mit der postmodernen Tendenz zur Beliebigkeit konkurriert seit einigen Jahren deutlich eine andere Strömung. Fundamentalismus ist für sie ein allzu einfacher, wenn auch weitverbreiteter Name. Es ist in Deutschland ähnlich wie anderswo:

Je mehr Weltanschauungen, Denkformen, Religionen in der heutigen Welt verschmelzen, desto mehr gewinnt auch die Gegenbewegung an Boden, ein Beharren

auf Besonderung, auf unvermischter Identität und Ursprünglichkeit, auf unwandelbaren Formen, auf einer Klarheit und Wörtlichkeit, an der nicht gerüttelt und gedeutelt werden kann. Beide Tendenzen, so widersprüchlich sie sind, gehören zum Bild einer an sich zweifelnden, unsicher gewordenen Moderne: je mehr die Inhalte ins Schwanken geraten und sich in Interpretationen und Perspektiven auflösen, desto mehr klammert man sich an – vermeintlich rettende – Formen und Formeln.

Diese Stimmungslage ist auch der Grund dafür, daß die Religion neue Bedeutung gewinnt, daß die Erwartungen an die Kirchen steigen, und dies paradoxerweise im gleichen Maß, in dem die Gesellschaft sich säkularisiert. Ein moralisches Hüter- und Wächteramt wird den Kirchen heute nicht so sehr zugebilligt als vielmehr abverlangt: sei es, daß man sie in der Rolle von Blockadebrechern gegenüber politischen Tabus und verhärteten Herrschaftspositionen sieht, sei es, daß man bei ihnen besondere Standfestigkeit gegenüber totalitären Praktiken als selbstverständlich voraussetzt (und sie beim Ausbleiben lebensrettender Warnungen hart kritisiert), sei es, daß man sie ganz allgemein in eine Anwaltschaft für Menschenrechte, für das bedrohte Humanum in der Industriegesellschaft drängt.

Im diffusen Chor der öffentlichen Meinung scheinen sich heute heftige, oft maßlose Kirchenkritik und ebenso leidenschaftliche Erwartungen an eine neue, mit irdischen Hoffnungen gefüllte Kirche die Waage zu halten. Auf der einen Seite der Angriff gegen alle Formen institutioneller kirchlicher Öffentlichkeit, gegen Kirchenrecht und Kirchensteuer, gegen die Mitwirkungsrechte der Kirchen im erzieherischen, sozialen, publizistischen Bereich. Auf der anderen Seite, im gleichen Atemzug, der Appell an die Kirchen zu ungeheuren sozialen und politischen Engagements – man beklagt, daß sie den Mächtigen nicht in den Arm fielen, wo Unrecht geschehe, daß sie zu wenig für Bildung, Entwicklungshilfe, Friedensarbeit täten, sich zu wenig an gesellschaftlichen Umbrüchen, ja an Revolutionen beteiligten. Es ist kaum abzusehen, ob sich in diesen widersprüchlichen Äußerungen, noch unklar, eine neue Beziehung von Kirche und Gesellschaft ankündigt; einstweilen veraten sie vor allem die Tendenz, Kirche einerseits aus dem Alltag zu verdrängen, sie andererseits aber als Rückversicherung in Krisenzeiten in Reserve zu halten.

Es gibt in der deutschen Gesellschaft von heute nicht nur die Abwendung von der Kirche, das Erlöschen religiöser Überlieferungen, es gibt auch breite Strömungen von Sinnsuche, Glaubenssuche, es gibt das Verlangen nach einer neuen, »weichen«, die alten Formen überholenden Religion. Man will religiös sein ohne Kirche, man strebt nach einer anderen, »sanfteren« Religion, die nicht auf Weltbemächtigung aus ist, sondern auf fromme Verehrung des Universums. Das religiöse Spektrum zeigt hier eine erstaunliche Vielfalt, freilich auch Züge der Beliebigkeit. Dem »glimmenden Docht« des christlichen Glaubens hilft das Wehen dieser neuen Religiosität jedenfalls kaum auf. Oft wird Religion zur Kuschelecke, zum grünen Gemütswinkel, zu einem Abenteuerspielplatz des Geistes. Ein universeller Synkretismus vereinigt alle Gegensätze: Astrologie, Kosmologie, Reinkarnation, magische und okkulte Praktiken stehen unmittelbar nebeneinander. So wenigstens im Abendland – während anderswo, vor allem im Islam, die militanten Züge des Religiösen neue überraschende Kraft gewinnen: in heiligen Kriegen und leidenschaftlichen Fundamentalismen; in einem Himmel und Erde kurzschließenden »Gott will es!«, das wenig Unterscheidungen gelten läßt und sich mit Geduld und Toleranz schwertut.

Fragt man nach religiösen Zügen in der deutschen Literatur der Gegenwart, so wird man nicht bei einzelnen Autoren, sondern bei Motiven und Themen einsetzen müssen. Das ist ein deutlicher Unterschied zur Zeit nach 1945. Damals traten – in ökumenischer Gemeinsamkeit – katholische und protestantische Autoren auf, die für eine christliche Literatur standen: Elisabeth Langgässer, Gertrud von le Fort, Rudolf Alexander Schröder, Edzard Schaper, Kurt Ihlenfeld, Reinhold Schneider, Werner Bergengruen. Heute sind solche Autoren, die das Christliche als einen literarischen Zusammenhang repräsentieren, selten geworden. Es kommt sowohl bei sozialkritisch gestimmten Autoren der älteren Generation vor – ich erinnere an Heinrich Böll, Carl Amery, Josef Reding, Kurt Marti – wie auch bei jüngeren Autoren, deren Schlüsselerlebnis das Jahr 1968 ist. »Mit der ›Neuen Sensibilität‹ ist allenthalben das Interesse an Religion gewachsen. Besonders mit Motiven der Aufarbeitung von Lebensgeschichten und der neuen Vergewisserung von Heimat wachsen vorsichtige Annäherungen an das religiöse Erbe. Die Neubewertung des Poetischen kann sich mit der Suche nach spirituellen Horizonten berühren« (Hans-Rüdiger Schwab).

Gott erscheint in der jüngsten deutschen Literatur eher als Aussparung. Er lebt in der »erinnerungslosen Hoffnung des Menschen« (Wolf-Dietrich Schnurre). Manchmal ist er eine »Sekundenerfahrung« (Christa Wolf). Konkreter, fast allgegenwärtig, ist Jesus in Literatur, Theater, Film seit den siebziger Jahren, in frommen, grimmigen und blasphemischen Beschwörungen. Biblische Themen, oft verfremdet, haben seit den siebziger Jahren Hochkonjunktur, so die Weihnachtsgeschichte als Hintergrund der Sozial- und Zeitkritik bei Franz Xaver Kroetz und Peter Turrini, so die Apokalypse bei Christa Wolf, Stefan Heym, Günter Grass, Inge Merkel. Demgegenüber verblaßt die lange Zeit im Vordergrund stehende Kirchenkritik, Desinteresse tritt an ihre Stelle. »Dieser Hahn ist gerupft«, bemerkte Heinrich Böll 1979 bei einer Tagung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken mit Künstlern und Schriftstellern in Bonn.

Bemerkenswert ist gleichwohl, daß die Darstellung von Geistlichen, Ordensmännern, Ordensfrauen, ja selbst von Bischöfen und Päpsten in Literatur, Theater und Film neu eingesetzt hat. Die Darstellung von Geistlichen war in der christlichen Literatur der vierziger und fünfziger Jahre ein fester Bestandteil, glitt aber dann ins Triviale ab. 1981 schildert Manuel Thomas in *Die Nabelschnur* die Krise eines katholischen, 1982 Harmut Lange in *Selbstverbrennung* (inspiriert durch den Fall Brüsewitz) die Nöte eines evangelischen Pfarrers. Auch in Marianne Fritz' *Dessen Sprache du nicht verstehst* (1984) und Markus Werners *Froschnacht* (1986) sind die Geistlichen angefochtene Figuren. Katholizität in positiver Bedeutung erscheint in Angelika Webers Maria-Ward-Film und in Percy Adlons *Fünf letzte Tage*. In der zentralen Handlung von Wim Wenders' *Paris, Texas* (1984) spiegelt sich, in säkularisierter Form, die Beichtsituation.

Den neuen Geschmack am Subjektiven, Biographischen und Bekennerhaften bekunden die Erinnerungen an christliche Kindheiten. Sie sind in den letzten Jahren sehr zahlreich geworden, die Zeugnisse gehen in die Hunderte. Nach dem langen Vorlauf der katholischen Kindheiten kommen nun auch die protestantischen Kindheiten, Eva Zeller u. a. Dieses Genre ist ein Spiegel von Ambivalenzen und Sehnsüchten. Verzückte Rückschau und erschreckte Erinnerung halten einander die

Waage. Vor allem die katholische Kindheit erscheint oft in traumatischem Licht: die Kirchenlehren und -gebote, an denen junge Menschen sich wundscheuern, denen sie zu entgehen suchen, ohne doch glücklicher zu sein, wenn sie sie abgeschüttelt haben; die Fluchten, Absagen, Widerrufe – aber auch Retraktionen, die überprüfende Rückschau, die »langsame Heimkehr« (Peter Handke).

Ist hier das Christliche hineingenommen in das Medium des Persönlichen, Biographischen, so bilden neue Spiritualität und neue Symbolik einen weiteren »Hof« um das Zentrum des Glaubens. Hierher gehört die Sehnsucht nach neuen Tugenden wie Demut, Ehrfurcht und Aufrichtigkeit, nach einer »postmateriellen« Ethik, hierher gehören aber auch die vor allem im modernen Film (ich nenne nur Andrej Tarkowskij) sich ausbreitenden Überstiege, Verweise, Symbolisierungen. Der Himmel und die Engel sind erst durch den heutigen Film wieder zu »greifbaren« Erfahrungen für einen breiten Zuschauerkreis geworden. Hier kommt die Kunst ganz spielerisch dem Katechismus nahe. Aber auch Märchen, Sagen, Mythen steigen heute wieder zu literarischen Ehren empor, vom Kinderbuch bis zum Musikdrama. So spiegelt sich die Sinnsuche in der literarisch wie filmisch aufgegriffenen Artus-Sage (Tankred Dorst, Eric Rohmer, Robert Bresson), in Jürgen Syberbergs Parsifal-Adaption, in Gertrud Leutenegggers Auseinandersetzung mit dem Gilgamesch-Epos (*Lebewohl, gute Reise*).

Die stärksten Berührungen mit dem christlichen Glauben liegen wohl in der Darstellung menschlicher Grenzsituationen in heutigen Texten, Filmen und Theaterstücken. Hier herrscht auch – von den existentialistischen Textmustern der vierziger und fünfziger Jahre bis zur Gegenwart – die dichteste literarische Kontinuität. Die christlich identifizierbaren Abgründe von Bosheit, Schuld, Leid, Angst, Verzweiflung, Gottverlassenheit in der modernen Literatur können zweifellos auch dem säkularisierten Menschen verschüttete Zugänge zu alten biblischen Erfahrungen öffnen, mag sich in den Texten auch vielfach ein fragmentarisches, ja ruinöses Christentum artikulieren. Jedenfalls sind Kunst und Dichtung im Raum der Kirche nicht mehr der Gefahr der Isolierung und Gettobildung, der Erstarrung und des Akademismus ausgesetzt. Gegenüber den Frontverläufen des 19. Jahrhunderts wirkt die heutige Lage zwar spannungs-, aber auch aussichtsreicher.

So bietet eine vorläufige Beschreibung des »dritten Umbruchs« seit 1975 durchaus unterschiedliche, ja widersprüchliche Perspektiven. Es ist kein Zufall, daß sich die Beobachtungen der Zeitgenossen in vielen Punkten widersprechen: sehen die einen in der Gegenwart einen Prozeß des Werteverfalls, so die anderen einen vielversprechenden Wertewandel und das Auftauchen neuer Werte. Einig ist man höchstens in einer Beobachtung: die heutige Welt ist komplex. Unsere Kinder sitzen lange auf den Schulbänken, um sie zu begreifen. Wir alle haben damit zu tun, sie zu verstehen – oft lebenslang. So macht sich ein Zug zum Konkreten, Erlebbar-bemerkbar – zu dem, was man sehen, hören, schmecken, fühlen kann. Immer weniger wollen die Menschen auf die Zukunft vertröstet werden, immer geringer ist ihr Zutrauen zu Ideologien und Utopien. Darin liegt eine Hoffnung: daß sich niemand nach den modernen Totalitarismen noch leicht verführen läßt. Doch zugleich gilt: die Aufgabe der Orientierung ist schwieriger geworden. Mehr denn je wird Erziehung und Bildung zum Wegesuchen im Ungewissen. Hoffen wir, daß in dieser Zeit des Wandels gleichwohl ein Minimum an Vertrauen und Gemeinsam-

keit zwischen den Generationen – und auch zwischen Regierenden und Regierten – erhalten bleibt. Ohne ein solches Minimum wäre die Lösung der Gegenwartsprobleme und die Bewältigung der Zukunft nicht möglich.

IN EIGENER SACHE – IN PRAG ERSCHEINT in diesen Tagen nach langwierigen Vorarbeiten die erste Nummer einer tschechischen Ausgabe dieser Zeitschrift unter dem Titel »Mezinárodní katolická revue Communio«. Diese Edition, die mit einer

Auflage von 1000 Exemplaren die Arbeit aufnimmt, wird voraussichtlich sechs mal jährlich erscheinen. Damit konnten neben der ukrainischen Ausgabe in diesem Jahr zwei neue Editionen in den Staaten des ehemaligen Ostblocks gegründet werden.